Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 8. Posen, den 24. Februar. 1884.

Was die Meereswellen sagen.

Eine Strandgeschichte von F. von Stengel.

(Schluß.)

„Lars, Ihr habt Recht gehabt, da ist der Sturm," sagt Gunil, wie die Männer zu ihnen stoßen.

Der Mann starrt ihr in's Gesicht. Wie sieht die junge Frau aus! Sie, die den Vater, den Mann so gleichgiltig gehen sah! Sie erbarmt ihn. „Muth, Frau," ruft er, die donnernde Brandung übertönend. „Wenn sie sich draußen halten können, so ist Alles gewonnen, der Sturm läßt schon nach."

„Sie können sich nicht halten," sagt Hjalmar Klausen, „der Wind jagt sie gegen das Riff!"

Der alte Lars schaut ihn an, die Worte lauten so sonderbar, und doch sprechen sie nur aus, was er und Alle denken, nur verbergen vor der jungen Frau. Aber wie sieht Klausen aus? Warum so bleich, so fahl, als habe ihn der Blitzstrahl getroffen.

Doch nicht Zeit zum Denken, zum Fragen, ist es jetzt. Die Bursche machen die Taue zurecht, auch Hjalmar Klausen greift mit an.

„Gunil, geht, Ihr könnt da nichts nützen," sagte Lars.

Sie weicht nicht von der Stelle: „Es ist mein Vater, Holger," flüstert sie, — sie sagt nicht: „mein Mann" — sie lesen es auch nur auf den bleicher werdenden Lippen.

Immer näher kommt das Boot, der Wind, der sich seit heute Morgen gedreht hat, jagt es gerade auf das Riff. Schon sieht man die Männer, wie sie sich abmühen. Noch hält Holger das Steuer. „Werft doch die Ballen über Bord! Es gilt das Leben!" Sie können nichts hören, der Sturm tobt furchtbar, das Boot fliegt, als schleudere er es nur so vor sich hin. Erschreckend nahe kommt es dem Riffe. Die Männer auf der Felsspitze stehen athemlos. Keiner spricht ein Wort, Jeder kennt die Gefahr, in der das Schiff schwebt. Jetzt sehen sie es nicht mehr, eine mächtige Welle stürzt darüber hin, es ist verloren! — Nein, da ist es wieder und die drei Menschen sind noch da, aber Holger hält das Steuer nicht mehr, machtlos treiben sie auf der wilden See, fliegen mit dem Winde der unheilvollen Klippe zu. — Und erbarmungslos wüthet der Sturm, hat kein Mitleid mit den Armen.

Die Männer auf dem Riff halten die Taue, die Seile bereit — das Fahrzeug ist verloren, die Leben sind vielleicht zu retten. Gunil steht bei ihnen an Hjalmar's Seite, sie spricht kein Wort, nur ihr Auge fleht: „Rettet!" Sie hat sie ja hinausgetrieben, sie hat drei Leben freventlich auf's Spiel gesetzt — kann nichts sie retten? — —

Wie die Woge anprallt, daß der Fels erbebt, wie sie wieder fortstürzt, gerade auf das schwache Boot!

Barmherziger Himmel, sie sind verloren! — Das Schiff ist verschwunden — man sieht es nicht mehr! — Doch! Dort taucht es auf, umgeschlagen! Wo sind die Männer?

Die Seile aus! —

Da, ein Kopf, ein zweiter dort, ein Arm! —

Und die See ist barmherzig, die mächtige Welle kehrt zurück, sie schleudert die Schiffbrüchigen gegen den Felsen — die Arme ergreifen die Taue, die erstarrten Finger klammern sich fest — der junge Bursche ist gerettet! Auch Mertens schwimmt kräftig, trotz des ungestümen Meeres, auch er erfaßt das Tau, auch er klimmt den Felsen empor, gezogen von den rettenden Händen.

Doch, wo ist Holger? Drei Leben waren es — ist eines verloren?

„Werft die Seile aus, dort kämpft Holger mit der Fluth!"

Und wieder schleudern sie die Taue in's Meer, doch nicht weit genug, er erreicht sie nicht.

Ein anderes Tau, die sind nicht lang genug!

Vorn bei den stärksten Burschen steht Hjalmar Klausen auf der äußersten Felskante, er ist der gewandteste, kräftigste von Allen, der sicherste im Schleudern der Taue.

„Haltet Euch bereit, Leute," ruft Lars. „Faßt an."

Noch eine Minute zögern sie, gar furchtbar stürmen die Wellen an's Riff, unmöglich ist's, zu werfen. Wartend stehen sie. Da starrt Gunil's Auge auf Hjalmar, sie sieht ihm in's Gesicht, auf seine Hand. Grauen erfaßt sie, Entsetzen: was liest sie in seinen Mienen? — was sinnt er? — Hjalmar! Es ist Mord! Sie ruft das Wort nicht aus! Ihre Lippe ist stumm; sie kann nicht sprechen! Mord! Er sinnt auf Mord! Aber nur ihr Blick spricht, er allein, aber er begegnet dem seinen. —

„Werft aus das Tau! Jetzt, jetzt! Weit aus!"

Und es fällt in die Fluth, geschleudert von mächtiger Hand, es durchschneidet die Wellen, sinkt in die Tiefe, dort wo Holger's Arm auftauchte — Hjalmar Klausen's sehniger Arm, sein sicheres Auge hat es gelenkt — was war es, das Gunil sah! — War's der Gedanke, den die That Lügen straft. — Doch der zu Tod Erschöpfte erreicht das Tau nicht. Die Welle wirft sich zwischen ihn und das rettende Seil und schleudert ihn weit zurück in die See.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet ihn! Rettet ihn! Werft nochmals! Thut's" Gunil ruft es, sie stürzt vorwärts, Lars reißt sie zurück.

„Zu spät!"

Straft Gott so den Gedanken?

„Zu spät! Nein, nicht zu spät! Haltet fest Ihr Männer! Noch ist es Zeit!" Schon hat Hjalmar Klausen die Kleider von sich geworfen, das Seil fest um den Leib geschlungen — keine Sekunde währt es — und hinab springt er in die tobende Meerfluth — der letzte Blick gilt Gunil: „Für Dich! Leb wohl!" Und der grüne Gischt schlägt über ihm zusammen, zum Zerreißen gespannt ist das Tau, kaum halten es die Männer. Kein Ton wird laut. Entsetzt starren alle dem Verwegenen nach. Zwei Leben stehen auf dem Spiel, zwei statt des einen!

Jetzt taucht Klausen wieder auf, dort ringt er mit der Fluth! Wieder und wieder stürzt die Welle über ihn. — Wo ist Holger? Man sieht ihn nicht, kämpft Hjalmar um einen Todten? Mächtiger thürmt sich die Welle, tiefer gähnt der grauenhafte Abgrund. — Niemand sieht ihn — hat die See ihn schon begraben? — Schlaff hängt das Tau.

Doch halt! Ein Stoß, ein mächtiger Ruck, schwer zieht das Tau, verdoppelt scheint die Last. Aus den Wogen taucht Holger's bleiches Gesicht auf, Hjalmar's blondes, triefendes Haar. Ein Arm bricht sich Bahn, der andere hält den Leblosen. „Zieht an! Hinauf!" Er ruft es. Sie hören es

nicht, aber sie thun es. — Und das Meer ist barmherzig, rettend wirft sie zwei Körper an's Ufer, blutend liegen sie zu Gunil's Füßen.

„Todt? — Hat die See nicht genug an einem Opfer, fordert sie zwei?"

Gunil hört das Wort und laut aufschreiend sinkt sie wie leblos auf den harten Fels.

* * *

Das Meer hat Rache geübt. Dort, wo er den Engländer erschlagen, fand Holger den Tod. Hjalmar lebt, seine kühne That galt dem Verurtheilten.

Keiner beweinte Holger, doch gab ihm das ganze Dorf das Geleite zur Ruhestätte bei der kleinen Kirche; sie thaten es für Gunil.

Unter den Männern ging Hjalmar Klausen, langsamen schweren Schrittes, halb führte ihn Nachbar Lars. Alle schauten ihn, alle priesen seinen Muth — doch wie hat ihn die That ergriffen, er ist doch sonst so kühn und kräftig und spielte mit der Gefahr, vor der Andere zittern. Ist's ihm leid, daß er Holger nicht rettete? — Warum? — Das Meer läßt sich das Opfer nicht entreißen, das es einmal erkoren.

Vom Friedhofe heimkehrend legte Gunil die schwarzen Kleider ab, setzte sich an's Fenster und schaute hinaus auf's Meer. Es lag so ruhig, als habe es nie ein Sturm bewegt. Ihr Vater trat zu ihr und sagte: „Nun ist's vorbei Gunil, nun laß uns froh sein, mir ist, als sollte ich Gott danken, der uns befreite."

„Ja, Vater, thut es, Ihr seid frei," erwiderte sie ernst.

„Du doch auch?"

„Ich? Mich laßt in Frieden, denkt an Euch, Ihr seid frei! Versteht Ihr mich?"

„Nein, Gunil, was meinst Du?"

„Was ich meine Vater? Das Meer hat Rache geübt, der Mörder schläft bei seinem Opfer!"

„Gunil! Rede deutlich!" rief Mertens.

„Ich bin deutlich; wißt Ihr, wer den Engländer erschlug?"

„Gunil!"

„Holger!"

„Er?!"

„Ja, er!"

„Und das sagst Du erst heute?! Du hast es gewußt, Gunil, und Du konntest hören, daß Dein Vater sich Mörder nannte?!" er rief die Worte laut und vorwurfsvoll, aber nicht Zorn oder Wuth allein, mehr noch der Schmerz sprach aus ihnen und bitteres Weh, daß sein Kind das thun konnte.

„Ich habe dafür gebüßt, Vater, und werde dafür leiden mein Leben lang," entgegnete sie düster. „Hört, wie Alles kam, Vater, dann straft mich, wenn Ihr könnt."

Und sie erzählte ihm Alles, was sie wußte.

Wie sie schwieg, da legte er die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Ich kann Dir nicht gram sein, Kind, Du hast recht gethan, sollt' ich meinen. Nun sind wir Beide frei, das Meer hat Rache geübt, es vergiebt dem nicht, der unter seinem Schutz Blut vergießt. — Jetzt kommt die frohe Zeit für Dich, über's Jahr bist Du Klausen's Weib."

Sie antwortete nicht, schüttelte nur leise das Haupt.

Tags darauf saß Gunil am Strande, sie schaute dem Treiben der Wellen zu, denen sie so oft gelauscht. Sie plätscherten sanft und friedlich und spiegelten den blauen Himmel in ihrem krystallenen Hell, neckisch glitten sie über den Strand, wuschen den Kies und berührten den Fuß der jungen Frau. Sie sangen so süß, so schmeichelnd, sie mußte es hören. Aber sie verstand nicht, was sie sagten, ihr Wort war ihr fremd. Was mochte es wohl sein? Sie hörte es gerne, und sann und dachte und konnte es nicht verstehen, aber ihr war, als ziehe Friede und Ruhe in ihr Herz.

Sie schaute jetzt nach dem Lande, dort saß ihr Vater und rauchte seine Pfeife; er sah zufrieden aus, er war wieder, was er einst gewesen. — Gott sei's gedankt!

Mutter Klausen's Hütte blickte freundlich herunter, die Sonne spiegelte sich in den kleinen Fenstern. Die Alte stand oben und nickte Gunil zu. Die wandte sich ab und athmete tief auf.

Jetzt nahten Schritte. Sie wußte, wer es war — Hjalmar. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen, seit dem Sturmabende.

Jetzt stand er vor ihr, aber sie war es, die zuerst sprach: „Es ist mir lieb, daß Du kommst, ich habe mit Dir zu reden, und hätte Dich doch nicht gerne aufgesucht. Höre mich ruhig an und sage kein Wort, bis ich zu Ende bin. Willst Du?"

„Ja, Gunil."

Warum sprach sie so ernst, so feierlich?

„Hjalmar, Du weißt, was ich von Dir erbat, an dem Tag, wo Du mich hier trafst, als Du heimkamst von der Fremde? Hättest Du mir damals gefolgt, es wäre Alles anders heute. Es ist geschehen, ich wälze die Schuld nicht von mir, ich bitte Dich nur wie damals, bleib nicht hier, Hjalmar!"

„Gunil! Warum?"

„Wie kannst Du fragen? Wir können ja doch nie einander angehören!"

„Gunil!"

„Du fragst, Hjalmar, Du machst mir's noch schwerer, als es schon ist. Weißt Du, was der Vater sagt: Das Meer vergiebt dem nie, der eine Schuld birgt unter seiner Wellendecke."

„Was sprichst Du, Gunil!" rief er entsetzt.

„Hjalmar, habe ich Holger nicht hinaus geschickt? Er kehrte nicht wieder! — Und Du, Hjalmar —"

„Er wich zurück: „Was willst Du, Gunil!"

„Sage nichts, ich klage Dich nicht an, meine ist die größere Schuld. Aber ich las in Deinem Auge, in Deiner Seele den grauenhaften Wunsch. Und den Gedanken hat Gott gestraft, den Wunsch erfüllt."

„Halt ein, Gunil! Nicht so, nicht so sprich!" rief Hjalmar. — „Ja, ich hab' es gedacht! Wie Holger mit dem Tode rang, da erfaßt' es mich wie Wahnsinn mit furchtbarer Gewalt: ein Ruck, ein Wurf — und Gunil ist frei und dein! — So rief es in mir, und das Meer heulte mir zu: thu' es, Hjalmar! ich helfe! — Und dann sah ich Dich, Gunil. — Und was ich gethan, das weißt Du — und was Du gefehlt, das sühnte der eine Blick. — Straft Gott auch dann den Gedanken, wenn die That die rechte war? — Nein, es kann nicht sein! Sprich, Gunil"

„Ich habe Dir's gesagt, Hjalmar, die Leiche liegt zwischen uns," sagte sie dumpf.

„Nein, Gunil! — Habe ich mein Leben nicht eingesetzt zur Sühne für meine und Deine Schuld? Glaubst Du, ich habe nicht gewußt, daß ich in den Tod ging? Ich hätte Dich und mich geopfert für ihn, ist das nicht Sühne genug. — Das Meer hat es nicht gewollt, Es hat nicht zugelassen, daß der Mörder den verderbe, der sühnen wollte mit seinem Leben die kleinere Schuld! — Gunil, glaube mir!"

Er sprach flehend, bittend, mit milder, sanfter Stimme, nicht schmeichelnd, nur wie Einer, der glaubt, was er sagt.

Sie sah nicht auf zu ihm, aber sie entzog ihm die Hand nicht, die er hielt. — Ja, Gott straft den Gedanken nicht, wenn die That die rechte war. Aber wie darf sie an Glück denken? Heute? Sie schaute weithin über's Meer, das im Abendschimmer leuchtete. Das Rauschen seiner Wellen vereinte sich mit Hjalmar's Flehen. — Was sagen sie jetzt, versteht sie endlich das Wort? Sie erhebt die Augen wieder zu ihm, nach langer Pause. „Du magst Recht haben, Hjalmar, vielleicht, daß Glück und Friede für uns wieder erblühen wird — aber heute nicht, nicht beim offenen Grabe. Geh', Hjalmar, geh', aber wenn das Meer nach Jahresfrist Dich heimführt, dann darf ich meine Hand wohl in die Deine legen!"

„Gunil!"

„Geh', Hjalmar, geh'! Ich sorge für die Mutter."

Kein Wort weiter, kein Händedruck, kein Kuß. Nur ein stummes Lebewohl, ein langer Blick, dann war sie allein am Strande.

Lange hörte sie noch der Wellen Murmeln und Kosen; leise flüstern sie jetzt ein mildes versöhnendes Wort. Und sie versteht das Wort, die Meereswellen haben noch nie gelogen. „Wir bringen ihn heim, wir bringen ihn heim."

Und Gunil weiß es: nach Jahresfrist kehrt er zurück, und dann dürfen sie glücklich sein.

Eine Hörnerschlittenfahrt.

Eine Winterskizze aus dem Riesengebirge von E. Barth.

(Nachdruck verboten.)

An einem hellen, frostfrischen Wintersonntage war es.

Die Tage vorher waren nässende Thauwolken von den Bergen herab in's Thal gezogen und hatten auf die glänzende Schneedecke, die Höhe wie Niederung schmückte, manchen dunkleren Flecken, manchen entstellenden Riß geworfen.

Doch über Nacht war Schnee gekommen und dann leichter Frost. Rüstige Berggeister hatten mit ihrem Windbesen die regenschweren Wolken verjagt, die Nähe und Ferne verhüllten, und so blickte denn die Sonne so hell, der Himmel so blau herab, als wäre der Frühling bereits herangekommen und winkte hinaus zu Maienfreude und Maienlust.

Was Wunder, daß es auch die vertraute Stammgesellschaft, die sich in altgewohnter Weise an der wohlrenommirten Wirthstafel der schlesischen Gebirgsstadt zusammen gefunden hatte, in den engen Mauern nicht duldete; daß Himmelsbläue und Sonnenglanz sie mit Allgewalt hinaus zog, den weißen Riesenbergen entgegen, deren scharf gezogene Konturen sich reliefartig von dem dunkleren Hintergrunde abhoben.

Schnell war der geräumige Schlitten bereit, die wackeren Pferde des Wirthes scharrten ungeduldig mit den Hufen; Fußtaschen und Decken waren schnell zur Stelle und auch die Flasche wärmenden Ungarweins fehlte nicht. Es galt ja einer Auffahrt in die kälteren Regionen des Hochgebirges, für die der feurige Trank des Südens gar wohl geeignet scheint.

Ein Peitschenknall und die feurigen Thiere flogen, froh, des zurückhaltenden Dranges ledig zu sein, pfeilschnell dahin. Die Bäume der Straßen hatten ihren schönsten Wintersonntagsstaat angelegt und glänzten und glitzerten im Silberschmucke frisch gefallenen Schnees. Der Wind wehte frisch aber nicht unangenehm von den Bergen, die in wahrhaft majestätischer Winterschönheit den Horizont begrenzten. An die gleichmäßige Schneefläche des Fußes schlossen sich tiefdunkle Massen des Hochwaldes in ihrer wechselnden und hierdurch so belebten Gestaltung, durchsetzt von weißen — Lichtungen und Waldblößen kennzeichnenden — Linien und Vierecken; und dann weiter nach oben hin abermals blendend weiße Schneeflächen, die an ihren höchsten Ausläufern sich in scharfen Rissen von dem Blau des Himmels abzeichneten; dazu die Ebene mit ihren vielgestaltigen Vorbergen und Vorbergchen, mit ihren grotesken Steingebilden, die sich durch wunderliche Schneeverzierungen noch eigenartiger aufwiesen, und das Alles in der wechselvollen Beleuchtung, die schnell dahin fliegende Wölkchen — die Sonne bald verdunkelnd, bald entschleiernd — der Gegend aufprägten: das faßte sich zu einem schönen Gesammtbilde zusammen, das immer anziehender und großartiger wurde, je mehr der Schlitten sich der mächtigen Wand des Hochgebirges näherte.

Vorbei an Erdmannsdorf, dem von Friedrich Wilhelm IV. so gern besuchten, freundlichen Orte mit seinem einfach-edlen Schlosse und dem schmucken Kirchlein, das edler Königssinn verfolgten Glaubensgenossen erbaute. Und da liegen sie auch vor uns, die weithin zerstreuten Heimstätten der hier angesiedelten Zillerthaler, die Unduldsamkeit und Fanatismus aus der alten Heimath vertrieben, und die sich im Anblick der schlesischen Riesenberge eine neue schaffen konnten. Mit rührender Pietät werden die Sitten der alten Heimath beibehalten, wie sich dies in den Häuserbauten, der Kleidung, der Bestellung der Felder schon dem oberflächlichen Beobachter kundthut.

Auf der linken Seite begleitet uns eine Zeit lang die schwarzgrüne Lehne des langgestreckten Ameisenberges, der uns den Blick nach dem idyllischen Buchwald verdeckte. Dann geht es in schneller Fahrt durch die gewundene Straße des Dörfchens Quirl, in dem letzten Theile desselben an dem Eglitzbache entlang, der sich im Munde des Volkes zum Eselbache verändert, und schon grüßen uns in der Nähe die ersten Häuser des weit ausgedehnten Schmiedeberg.

Die Bedeutung der Stadt Schmiedeberg liegt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Der einst durch seinen Leinwandhandel blühende Ort ist jetzt ein halb vergessener, und auch der Bergbau, von dessen früherem Umfange alte Halden ein beredtes Zeugniß ablegen, hat sich aus diesem Winkel des Gebirges weggezogen. Eine Anzahl aus einem früheren Jahrhundert stammender unbewohnter und dabei doch recht stattlicher Gebäude beweist, daß die Stadt in ihren Verkehrsverhältnissen zurück und nicht vorwärts gegangen ist. Vielleicht bleibt es der Neuzeit vorbehalten, einen Umschwung in diesen Verhältnissen eintreten zu lassen. Manche Anzeichen könnten wenigstens darauf hindeuten, daß Schmiedeberg sich zum Erzeugungsorte gewisser Spezialitäten umgestalten wird. So steht dasselbe schon jetzt durch die zu bedeutender Blüthe erhobene Fabrikation türkischer Teppiche, wie sie die wohlbekannte Firma Gevers und Schmidt liefert, in gutem Rufe.

Mögen sich die industriellen Verhältnisse aber auch gestalten wie sie wollen: einen Schatz besitzt Schmiedeberg, der ihm durch keine Ungunst der Konjunkturen geraubt werden kann. Dieser Schatz ist die natürliche Lage des Ortes.

Dem höchsten Theile des Riesengebirges vorgelagert, mit seinen Ausläufern in die Thäler desselben hinaufgreifend, umgeben von grünenden Matten und durchströmt von hellem Gebirgswasser, ist Schmiedeberg zum klimatischen Kurort wie geschaffen und einer der best gelegenen Ausgangspunkte für Gebirgswanderer. Raum ist in den zahlreichen Häusern des Ortes in Menge vorhanden. So strömen denn Freunde der Natur im Sommer in großer Anzahl nach der freundlichen Stadt und gewähren einem nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Bewohner eine willkommene Erwerbsquelle.

Auch wenn der Winter herangekommen ist und eine dichte Schneedecke auf die weite Thalebene, die formreichen Kuppen der Berge geschüttet hat, bleibt der Fremdenverkehr dem Orte nicht fern. Von Schmiedeberg aus werden mit Vorliebe jene winterlichen Fahrten nach dem Hochgebirge unternommen, die mit der Hinabfahrt auf eigenartig gestalteten Schlitten, dem sogenannten Hörnerschlitten, enden. Schmiedeberg ist Hauptstationsort für alle Liebhaber dieser Fahrten, und so vereinen sich dieselben hier an hellen Wintertagen in zuweilen nicht unbedeutender Anzahl, um die „Rutschpartie" von den Grenzbauden zu machen.

Mit Hilfe dieses Exkurses sind wir denn auch durch das lang gezogene Nieder-Schmiedeberg in Mittel-Schmiedeberg angelangt und

„Zu Schmiedeberg im gold'nen Stern"

da ist gut sein. Der rührige Wirth sorgt trefflich für Alles, was einem Grenzbaudenfahrer gut und nützlich ist, für Schlitten und Pferde, für Speise und Trank; steht dem Unkundigen mit gutem Rath zur Seite und weiß den Einzelnen, den Vereinsamten frisch und lebendig von seinen Jagd- und Bergfahrten zu unterhalten.

Nach kurzer Rast Schellengeläute: Die Schlitten, die uns nach der Höhe bringen sollen.

Es ist eine sonderbare Gattung von Gefährten, die da vor uns erscheint, und wenn der höchste Reiz in der höchsten Ursprünglichkeit liegen sollte, dann wüßten wir kaum etwas anderes, das reizvoller und anziehender sein könnte, als diese schmucklosesten aller Vehikel. In der denkbar einfachsten Weise sind fichtene Bretter zu einem Kasten zusammengeschlagen, der am Fußende nur ein Stützbrett für die Füße aufweist, am Kopfende höher hinauf geht und so eine Rücklehne für den Oberkörper bildet. Auf dem schmalen Sitz, der für zwei Personen eingerichtet ist, liegt eine mehr oder minder fragwürdige Decke. Die Kufen laufen am Kopfende hörnerartig gebogen bis zur Höhe des Schlittens. Das unschöne aber kräftige Pferd geht in langen Leinen, die in der urwüchsigsten Weise an der Ortscheite befestigt sind, und hinter ihm, ebenfalls in der Strickgabel (also zwischen Pferd und Wagen) der Führer und Rosselenker in einer Person, bald mit dem Pferde trabend, bald demselben zuredend oder die Hörner des Schlittens erfassend, um an steileren Stellen helfend einzugreifen.

Mag das oft gesehene Schauspiel des Aufbruchs einer Touristengesellschaft nach den Grenzbauden etwas ganz eigenartiges haben, oder mag ein nicht unbeträchtlicher Theil der Bewohner Schmiedebergs so glücklich sein, an Zeitabundanz keinen Mangel zu leiden — kurz und gut, um die Abfahrenden sammelte sich ein ansehnlicher Haufen von Ortseingeborenen, die mit kritischen Blicken das Manöver des Einsteigens und des Zurechtsetzens verfolgten.

Endlich war auch das letztere und zwar mit der nothwendigen Sorgfalt beendet, denn auf der Höhe geht ein kalter, schneidender Wind, und da gilt es, Decken und Hüllen praktisch zu verwenden. Ein weniger melodisches, dafür aber desto effektvolleres „Hü!" des Kutschers und unter dem johlenden Zuruf der auf dem Platze anwesenden Schmiedeberger Gamin's setzte sich unser Gefährte in Bewegung.

Die Straße steigt, so lange sie durch die Häuserreihen des langgestreckten Ortes hindurch zieht, langsam empor und deshalb blieben die des Steigens gewöhnten Pferde zu Anfang in schnellem Trabe. Auf den Klang der Schellen öffnete sich manch Fenster, manche Thüre. Freundliche Menschen nickten den Vorüberfahrenden munter zu und freundliche Begrüßungsworte folgten ihnen.

Plötzlich biegen die Schlitten von der geradeaus führenden Hauptstraße in scharfer Wendung nach rechts. In wenigen Minuten ist eine kleine Brücke passirt, unter der trotz Schnee und Frost helles, munteres Bergwasser zu Thale sprudelte. Vor uns ragt die Berglehne steil empor; die Gebirgswand, welche die jetzt langsam und bedächtig einherschreitenden Pferde ersteigen müssen und die die vorgelagerten Häusergruppen dem Auge verborgen hatte, liegen in massiven Formen vor uns.

Das Aussehen der Gegend wird immer winterlicher, der Blick immer weiter, je höher wir steigen. Da die Stellung des Hinauffahrenden die Aussicht auf das Thal frei läßt, so entschleiern sich dessen Schönheiten von Minute zu Minute in vollem Maße. Schon liegt Schmiedeberg tief im Thale, und die demselben gegenüber liegenden Bergmassen, die vorher in Riesengröße die Senkung überragten, weichen mehr und mehr zurück. Die auf beiden Seiten des schmalspurigen Weges lagernden Schneemassen werden immer höher und höher; die Pferde versinken in denselben bis zur Brust, sobald sie, zum Ausweichen genöthigt, das fest gefahrene Geleise verlassen müssen. Ein Pferd würde sich durch diese Schneemassen nicht Bahn brechen können; die Herstellung des Fahrgeleises rührt auch nicht von den leichten Schlitten her, in denen wir die Fahrt unternehmen, sondern von den schwer beladenen Holzschlitten, die zur Winterzeit den Reichthum des Waldes in das Thal hinunterführen.

Der Schnee, der sich als ausgleichende Decke über die Unebenheiten des Weges breitet, ermöglicht auf der durch ihn hergestellten gleitenden Fläche die Herabschaffung der beträchtlichen Holzmassen, die während des Sommers im Hochgebirge gefällt wurden. So wird der Schnee zu einem wichtigen Verkehrsmittel; das Nichterscheinen desselben würde die Erträge des Hochwaldes bedeutend verringern und eine nicht unbedeutende Einnahmequelle der Gebirgsbewohner in Wegfall bringen. Denn die Hauptbeschäftigung der letzteren ist während des Winters das „Rücken" des Holzes, d. h. das Herabschaffen desselben zu Schlitten vom Hochgebirge in das Thal — eine wahrlich nicht leichte und nichts weniger als ungefährliche Aufgabe. Denn die schwere Holzlast, die der Schlitten trägt, geräth bei geringerer Aufmerksamkeit nur zu leicht in schnelles Schieben, und dann ist eine einzige falsche Bewegung der Tod des Lenkers.

Inzwischen führt der Weg immer höher und höher hinauf. Bäume und Felsmassen nehmen durch die umgebende Schneehülle ganz seltsame, wunderbare Gestalten und Formen an. Jene Tannenschonung von übermannsgroßen Stämmen, die uns an heißen Sommertagen erfreulichen Schatten bot, ist völlig verschwunden. Eine weiße, gleichförmige Schneedecke deckt dieselbe, nur die Spuren des Wildes laufen zahlreich über sie hin — dort die stärkere des mächtigen Hirsches, hier die leicht kenntliche Meister Reinekes. Von Zeit zu Zeit stehen über die Schneefläche kleine, sonderbare Gestaltungen hinaus; es sind die Kronen der höheren Bäume, die alle erdenklichen Formen annehmen und so der geschäftigen Phantasie ein reiches Bild darbieten.

Jetzt wendet sich der Weg.

Vor uns liegt der majestätische Hochwald des Gebirges und mit andächtigem Schauer fahren wir in die dunkleren Hallen desselben ein.

Riesengroß steigen die gewaltigen Stämme der Rothtannen kerzengerade zum Himmel empor. Stolz sucht die Krone die vorbeieilenden Wolken, während die mächtigen Aeste durch die auf ihnen lagernde Schneewucht herabgedrückt werden und zum Theil mit der Schneedecke des Bodens verwachsen erscheinen. Durch die Wipfel blickt tiefblau der Himmel hindurch und goldige Reflexe spielen auf den Kronen der Bäume, auf den Schneekrystallen und den mächtigen Eiszapfen, die sich an die Zweige angesetzt haben.

Dann wird die Vegetation kümmerlicher.

Kleine verkrüppelte Fichten und Kiefern bedecken den Bergeshang. Dabei ist die Aussicht in die Ebene wieder frei geworden und entzückt schweift der Blick in die Ferne hinaus.

Kälterer Wind weht von der Höhe herab uns in den Rücken; wir nähern uns dem Hochplateau.

Nur kurze Minuten noch, da erscheint über der nackten Linie, die scharf Himmel und Erde trennt, der Giebel eines einfachen Holzhauses. Dann ein, fast einem Freudenruf gleichendes „Hü!" des Rosselenkers, ein rascher Ruck des Pferdes — und wir sind oben.

Weite, weiße Ebene liegt vor uns, deren großartige Hintergrunds-Dekoration der von den letzten Strahlen der Abendsonne rosig erleuchtete Kegel der Schneekoppe und weiter nach links die böhmischen Berge bilden. Kleine, unscheinbare Holzhäuser unterbrechen harmonisch die Monotonie der langgedehnten Ebene; es sind die zerstreut liegenden Häuser des böhmischen Gebirgsdorfes Klein-Aupa. Und hier zu unserer Rechten steht auch schon der schwarz-gelbe Grenzpfahl: wir sind in Oesterreich.

(Schluß folgt.)

Das Ende Karl's des Bösen von Navarra ist so eigenthümlich, daß es schon vor Jahrhunderten als Gottesstrafe für schleche Fürsten angesehen wurde. Karl hatte sich durch seine Politik und Verschwendung so in Schulden gestürzt, daß er die Stände seines Reiches zusammenberief und ihnen befahl, eine neue Kopfsteuer auszuschreiben. Es sollten die Vornehmen zehn Francs, die zweite Klasse fünf Francs und die sonstigen Navarresen einen Francs zahlen und weder Weib noch Kind sollte frei davon sein. Die Stände äußerten, daß dies bei den übrigen hohen Steuern unmöglich sei. Da ließ Karl sie gefangen setzen und die drei Stimmführer hinrichten, um die anderen Herren einzuschüchtern. Dies gelang ihm nicht und er beschloß, sie durch Hunger zu zwingen. Er selbst hatte sich so geärgert, daß er vom Fieberfrost geschüttelt wurde. Die Aerzte riethen ihm, sich in Flanell, der mit Terpentin getränkt war, wickeln und dann in die Nähe eines Ofens bringen zu lassen. Dies geschah. Kaum lag jedoch Karl an dem Kamin, als ein Funke den Flanell entzündete. Die Diener eilten auf das Hilfegeschrei herbei, konnten aber ihren Gebieter nicht sogleich aus seinen Banden befreien. Endlich gelang es; er war jedoch so verletzt, daß er unter gräßlichen Schmerzen nach fünfzehn Tagen starb.

Toilettenluxus auf der Bühne. Sarah Bernhardt trat kürzlich in Paris wieder als Camelien-Dame auf. Vielleicht dürfte es manchen unserer Leser interessiren, zu wissen, was ihre Toiletten zu dieser Rolle kosteten. Mr. Felix entwarf die Zeichnungen für dieselben, für die nicht weniger als 16 000 Frcs. verbraucht wurden. Einen Anzug von Gold-Tüll mit eingestickten Kornähren und Opalen auf gelbem Seidengrunde, welcher mit 1500 Frcs. berechnet war, wollte die Künstlerin gar nicht ansehen; dann kam ein Anzug aus Gold- und Silberbrokat, mit rosenfarbenem Seidenstoffe eingefaßt, ferner ein Unterrock mit Cluny-Schnüren geputzt, welcher mit 2800 Francs bewerthet wurde, und ein anderer aus himmelblauem Bengalin für 3000 Francs. Wenn man hierzu ein Thee-Kleid für 1500 Francs, einen Mantel für 1400 Francs und einige andere Kleinigkeiten zu 2000 Francs rechnet, so kommt man zu der Gesammtsumme von 16 000 Francs.

Polirmittel. Zum Aufpoliren alter Möbel verwendet nach „Dingler's Journal" H. Pfeffer in Berlin ein Gemenge von 92 Th. Schwefelkohlenstoff, 2 Th. Lavendelöl und 1 Th. Alkannin.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.